

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

19.

Donnerstag, am 13. Februar 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Ein Geheimniß.

(Schluß.)

Der ganze November verging und Guido hörte Nichts von seiner geheimnißvollen Geliebten. Anfänglich kämpfte er entschlossen gegen die Zweifel, die seine Seele bestürmten, und gegen die Besorgnisse, von welchen sein Herz gepeinigt wurde, denn sein frommer Glaube an ihre Liebe stärkte seinen Muth. Als aber seine Erwartungen getäuscht erstarben und sein Vertrauen auf ihre Liebe der Ueberzeugung wich, daß sie ihn herzlos verlassen habe, überwältigte ihn eine Verzweiflung, die Worte nicht ausdrücken können. Er rief sich alle vertraulichen Unterredungen mit ihr, all ihre zärtlichen Schwüre ins Gedächtniß zurück, grübelte über ihre Heimlichkeiten nach und

malte sich ihre Blicke und Gebärden, ja selbst die Thränen, die sie an seiner Brust vergossen hatte, um aus diesen einst gepriesenen Beweisen ihrer Zärtlichkeit Beweise ihrer Treulosigkeit und Falschheit zu ziehen. Er zürnte mit sich selber, daß er ihr so schwach Zugeständnisse gemacht hatte und so blind dem Zauber gefolgt war; er verwünschte die Leidenschaft, von der er sich in die dunklen Irrwege eines solchen Abentheuers hatte locken lassen, ohne die Hand zu kennen, deren Leitung er sich anvertraute. Aber ach, sein Zorn war wie der Wind, der eine Flamme beugt, doch sie nicht löscht, und so mächtig waren die Einflüsterungen seiner Verblendung, so schwach seine Entschlüsse, daß er sich gern wieder blind der schönen Treulosen hingegeben haben würde, um einen einzigen Augenblick seiner entschwendenen Glückseligkeit zu erneuen; er würde gern ewige Qualen sich aufgebürdet haben, wenn er nur noch einmal unter den Weiden in Pratalino den Schwüren der geliebten, aber falschen Unbekannten hätte lauschen können.

Eines Tages endlich erhielt er einen Brief ohne Datum und ohne Angabe des Ortes. Er riß ihn auf und las mit lebhafter Aufwallung: „Es sind nur wenige Worte, die ich an Dich schreiben kann, Guido, und sie sind schmerzvoll und feierlich wie das Leben wohl eines Sterbenden. Wir sind auf ewig geschieden! Eine furchtbare Nothwendigkeit gebietet, daß wir uns niemals wiedersehen. Fluche mir nicht des Glends wegen, das ich auf Deine Schultern lege, denn ein Leben voll hoffnungsloser Qual ist Strafe genug für mein Vergehen! Nein, fluche mir nicht; das Verhängniß, das mich verfolgt, ergreift auch jene, die ich liebe, und verstrickt Dich in meine Leiden. Dies hätte ich vorhersehen sollen, und ich habe es vorhergesehen; aber meine Liebe war mächtiger als mein Verstand, und eine schwache Hoffnung — die Hoffnung, einst mein Schicksal bestiegen zu können — bethörte mich. Glaube mir, Guido, ich liebte Dich, wie wenige auf Erden lieben können, und ich liebe Dich noch und werde Dich ewig lieben, trotz unsrer ewigen Trennung, trotz der eisernen Schranke, die zwischen uns sich erhebt. Aber obgleich ich mir Dein Unglück zum Vorwurf machen muß, so laß mich doch nicht auch noch die Schuld Deines Todes tragen! Verderben schwebt über Deinem Haupte, so lange Du in Toscana weilst, und Du wirst ihm sicherlich erliegen, wenn Du nicht schnell die Flucht ergreifst. O so fliehe denn schnell, suche in einem anderen Lande Sicherheit und vertilge die zwei Monate aus Deinem Gedächtniß. Ein Wort, ein leiser Wink über das, was zwischen uns vorgefallen ist — und Du hast Dir selbst das Todesurtheil gesprochen; kein Hinderniß, keine Vorsicht könnte dann die mächtige Hand, die uns auf ewig getrennt hat, verhindern, Dich zu erreichen. Lebe wohl, theurer, unglücklicher Guido! Der Himmel mag über Dir wachen und Dich trösten! Dein Pfad durchs Leben möge mit Blumen bestreut sein, ach, wenn auch meine Hand sie nicht gesammelt hat. Mögen die edlen Bestrebungen früherer Tage Dir in reiferen Jahren Ruhm und Freude bringen — ach, und möge ein liebendes Weib — glücklicher als ich — Dir für die Leiden Ersatz bieten, die ich Dir bereitet habe, und in Deinem jungen Herzen die Stelle

des Wesens einnehmen, das für Dich auf ewig verloren ist!“

Auf dem großen Plage vor dem herzoglichen Balaste in Florenz hatte sich eine ungeheure Volksmasse versammelt, die aus jeder Straße und jeder Allee immer neuen Zuwachs erhielt. Das Freudengeschrei von tausend Stimmen erfüllte die Luft und das Gemurmel und Gewühl der Menge klang in der Ferne wie das Rollen der Meereswogen, die, vom Sturme gepeitscht, gegen das Ufer toben. Die Häuser waren mit reichen Decken behangen, die Straßen mit Blumen bestreut, das Geläute der Glocken mischte sich fröhlich mit dem Donner der Kanonen, die in regelmäßigen Zwischenräumen abgefeuert wurden, mit der herrlichen Musik, die von flüchtig erbauten Orchestern tönte, und dem kriegerischen Trommel- und Trompetenlärm der Soldaten, die in den Straßen aufgestellt waren; kurz es herrschte eine so fröhliche Bewegung, wie man sie seit vielen Jahren in dem schönen Florenz, der Stadt der Ueppigkeit und feinen Bildung, nicht erlebt hatte. Franzesco der Zweite von Medici, Herzog von Toscana, feierte an diesem Tage seine Vermählung mit Bianca Capello, der Tochter der Republik Venedig.

Der prächtige Festzug bewegte sich langsam nach der Kathedrale der heiligen Maria del Fiore. Die florentinischen Edlen eröffneten ihn, dann folgten die Wagen der venetianischen Gesandten, von den ausgezeichnetsten Personen ihres Volkes umgeben, die, neunzehn an der Zahl, von den Ufern des adriatischen Meeres herbeigekommen waren, um Zeugen der Thronbesteigung dieser neuen Katharina Cornaro zu sein; ihnen zunächst kam des Herzogs Bruder, der Cardinal Ferdinand von Medici, dem der freudige Zuruf des Volkes und die Pracht des Schauspiels jenes zweideutige Lächeln entlockten, das man bei einem späteren, eben so glänzenden, aber weniger freudigen Ereigniß in seinen Zügen bemerkte. Nach den Herolden und dem Hofstaat des Herrschers erschien endlich der prächtig verzierte her-

zogliche Wagen, den acht stolze andalusische Rosse zogen, die unwillig über den langsamen, gemessenen Schritt, wozu ihre Bändiger sie zwangen, die Gebisse kauten, die schönen Mähnen schüttelten und den Boden stampften, als hätten sie ihn der Berührung unwürdig gehalten.

„Sie kommt! Sie kommt! Die schöne Bianca, unsre schöne Herzogin kommt!“ riefen tausend Stimmen aus der Menge, und Alles drängte sich hinzu, um die triumphirende Schönheit zu sehen. „Lange lebe Bianca! Lange lebe die Braut des Herzogs Francesco! Lange lebe unsre schöne Herrscherin!“ erscholl es ihr überall entgegen.

Hinter der vordersten Reihe der Zuschauer stand eine Gruppe munterer Bürger, die sich mit Witzeleien und Bemerkungen über das Schauspiel belustigten, wovon nicht eine einzige einem jugendlichen Fremdling entging, der die Hoffnung, sich durch die dichte Volksmasse zu drängen und näher zum Festzug zu gelangen, aufgegeben und sich dicht neben jene Gruppe gestellt hatte.

„Sie ist wahrhaftig ungemein schön,“ sprach einer der Bürger, „und wie herrlich steht ihr das prächtige Gewand und der durchsichtige Schleier. Aber sahst Du nicht, wie bleich und gedankenvoll sie war, als ob sie keinen Theil an der Freude nähme, die ihre Gegenwart verursacht hat.“

„Sie ist über das hohe Glück bestürzt, worauf sie sicherlich keinen Anspruch hatte,“ erwiderte der Andere. „Wahrhaftig, eine arme Venetianerin, von edler Familie zwar, aber ohne alle Verbindung mit dem Staate, dem väterlichen Hause entlaufen, das Weib eines schlichten Kaufmannsdieners, an Entbehrungen und an ein wanderndes Leben gewöhnt — und nun plötzlich aus dieser Niedrigkeit auf Toscanas Thron sich erhoben, sich als Braut eines Medici und als Herzogin begrüßt zu sehen — das, dünkte ich, wäre genügend, ihr den Kopf verwirrt zu machen.“

„Ja, ja,“ sprach ein Dritter, „und wenn sie bleich und gedankenvoll ist, hat sie guten Grund dazu. Haltet Ihr es für möglich, so auf einmal die ganze Vergangenheit zu vergessen? Siebt

es nicht traurige Erinnerungen, die sich unverilgbar in die Seele nisten, Neue, die das Herz nicht abwerfen kann? — Armer Bonaventuri! Armer Gatte, der auf so traurige Weise seinen Untergang fand!“

„Glaubst Du, daß Bianca von ihres Gatten Tode wußte?“ fragte ein Vierter mit leiser Stimme.

„Wer weiß?“ erwiderte der Borige und suchte die Achseln.

„Ah, Signore,“ bemerkte ein Anderer mit bitterem Lächeln, „dieses Liebeslicht hat seine Neue in der Einsamkeit von Pratolino gelassen!“

Bei diesen Worten erbebte der Fremde, als ob ein Schwert sein Herz zerschnitten hätte; und im nächsten Augenblick hatte ihn die wogende Menge verschlungen.

Die Prozession erreichte die Thore der Kathedrale, und nachdem Bianca aus ihrem Wagen gestiegen, verweilte sie, von den Edeldamen und Cavalieren umgeben, die ihr Gefolge bildeten, einige Minuten auf der Schwelle des Heiligthums. Dem lebhaftesten Freudenruf, der auf dem Zuge sie begleitet hatte, war eine athemlose, erwartungsvolle Stille gefolgt, und die Menge bezeugte in diesem feierlichen Augenblick nur noch durch Blicke und stumme Gebärden ihre huldigende Bewunderung, als plötzlich der bange unbeschreiblich schmerzliche Ausruf: „Sie ist es! — Sie ist es!“ das tiefe Schweigen unterbrach und ein junger Mann, den die Soldaten vergebens zurückzuhalten suchten, aus der Menge hervorstürzte, seine Arme nach Bianca Capello ausstreckte und bewußtlos vor ihr niederfiel.

Bei dem schmerzlichen Ausrufe wandte die Braut sich um, und ihre bleichen Wangen färbte ein flüchtiges Roth; aber schnell sich fassend, warf sie einen Blick kalten Erstaunens und Mitleidens auf den regungslosen Fremdling und ging davon. — —

Am nächsten Tage hatte sich an dem Ufer der Arno, in der Nähe des Ponte Vecchio, eine

Gruppe neugieriger Müßiggänger um die Leiche eines Jünglings versammelt, die man eben aus dem Flusse gezogen hatte. In der Brust klappten drei tiefe Wunden, und eine davon ging durch das Herz. Niemand wußte, wer der Todte war, und Papiere, die über seinen Stand und Namen hätten Auskunft geben können, waren nicht bei ihm zu finden. Nur ein Weib, das seiner Kleidung nach eine Dienerin war, und lange und

schweigend die noch immer schönen Züge des Todten betrachtet hatte, sprach davongehend leise zu sich selber: „Guido Razzi!“

Der Name ward gehört und ging von Mund zu Mund; es wurde bald bekannt, wer das unglückliche Opfer gewesen war, aber ob er sich selber den Tod gegeben oder ihn unter der Hand eines Muechlers gefunden hatte, war und blieb ein Geheimniß.

Feuilleton.

Eine neue Guanoinsel haben die Engländer jetzt entdeckt und, als ins Gebiet der Capcolonie gehörig, für sich allein in Anspruch genommen. Diese Insel, in der Nähe der Salbanchabai gelegen, ist wahrscheinlich dieselbe, die le Baillant im Jahre 1781 besuchte und unter dem Namen der Dasseninsel folgendermaßen beschreibt. „Bei unsrer Landung“ — sagt er — „erhob sich auf ein Mal von der ganzen Oberfläche der Insel eine undurchdringliche Wolke von allerhand Vögeln, die wie ein Baldachin in der Höhe von vierzig Fuß über uns schwebten. Seeraben, Seemöven, Seeschwalben, Pelikane, kurz alle bestiederten Einwohner dieses Theiles von Afrika schienen sich hier versammelt zu haben. Der Lärm war unbeschreiblich groß und wird noch mehr begreiflich, wenn ich sage, daß alle diese Vögel Weibchen waren, die hier zur Brütezeit zusammengekommen waren und theils Eier, theils Junge zu vertheidigen hatten. Unsere Flintenschüsse scheuchten sie nicht im geringsten, die Wolke, die uns umschwebte, wurde dadurch um nichts vermindert. Es war uns bald völlig unmöglich, einen Schritt vor oder rückwärts zu thun, ohne Eier oder Junge zu zertreten.“ Daß unter solchen Umständen dort Guano oder Vogeldünger sich finden muß, ist sicher, ob aber nicht durch beständiges Abholen desselben die Vögel ihre Brutstelle anderswohin verlegen werden, wo das menschliche Raubthier sie nicht stört, wenigstens wahrscheinlich. —

Daß Zeitungsanzeigen nicht eben zu den ausgezeichneten Stylproben zu rechnen sind, haben wohl die meisten Leser schon aus eigener Erfahrung gefunden, indeß mögen doch zwei dergleichen hier Platz finden, die in der Bossischen Zeitung stehen. „Ein zu-

verlässiges Mädchen wird zum Verkauf für Branntwein verlangt.“ — Haydn's Schöpfung wird heut in der Garnisonkirche aufgeführt. Demoiselle N., welche bei der Aufführung des Requiem von Mozart für den verewigten Fürsten Radzivil die Sopranstimme so schön sang, wird es auch in diesem Oratorium.“ 7.

Die angebliche Kostspieligkeit constitutioneller Regierungen. Von Seiten des Absolutismus wird der constitutionellen Regierungsform nur gar zu oft der Vorwurf gemacht, daß sie in Betreff ihrer Ständeversammlungen so kostspielig sind. Wie viel kostet eine sogenannte Ständeverammlung! ruft der Erstere. Und wie wenig wirkt sie! setzt er oft triumphirend hinzu. Bleiben wir bei dem erstern Vorwurfe stehen, so beträgt die ganze Summe in einem Lande, wie Sachsen z. B. ist, vielleicht 100,000 Thlr., das gäbe, auf zwei Jahre vertheilt, also etwa 50,000 Thlr. Jetzt theilt man diese auf die Steuerpflichtigen ein, und was für eine Kleinigkeit zahlen sie also? Kaum so viel, als etwa ein Glas Bier oder Wein beträgt! Ein einziger Dombau, wo der Fürst absolut regiert, eine kleine Veränderung der Uniform im Heere frisst so viel hinweg, als die ganze Ständeverammlung kostet. Was die Wirksamkeit derselben betrifft? Nun freilich bleibt diese oft hinter der Erwartung der Steuerpflichtigen zurück; theils aber liegt dieses oft in der Wahl ihrer Deputirten, theils in der noch mangelhaften Entwicklung der Verfassung, die bald nach außen hin, bald durch die noch nicht geregelten Schranken der ministeriellen Gewalt gelähmt wird. Hier sollte nur gezeigt werden, daß die vermeinte Kostspieligkeit ein leeres Schattenbild sei! 2.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.